

Vom Schweigen der Welt und von der Sehnsucht nach Resonanz¹

von Prof. Dr. Hartmut Rosa

4 | Diskurs

Was macht ein menschliches Leben zu einem guten Leben? Wann gelingt unser Leben? Darüber, so denkt man heute selbstverständlich, lässt sich nichts Verallgemeinerbares aussagen, das muss jeder und jede für sich selber wissen. Die Moderne hat, so kann man das soziologisch formulieren, die Frage nach der Ethik, nach dem guten Leben, strikt privatisiert. Deshalb sagen selbst Eltern und Lehrer dem jungen Menschen, der fragt, wie er oder sie leben soll, was er oder sie aus ihrem Leben machen soll: Das musst du selber herausfinden.

Wir können dir nicht sagen, ob es dich in die Kunst oder in den Sport, in die Politik oder in die Wissenschaft, zu einem Lehrberuf oder etwas Handwerklichem zieht. Du musst auch selbst herausfinden, ob für dich Familie und Kinder wichtig sind und welches Gewicht sie haben sollen. Ob du nebenher sportlich, musikalisch, politisch oder religiös aktiv sein willst. Das ist für jeden anders. Niemand kann heute ernsthaft hinter das Faktum des ethischen Pluralismus zurückwollen, der solche Diversität und die daraus hervorgehende Vielfalt an Lebensentwürfen und Lebensformen möglich macht.

Aber heißt das wirklich, dass man darüber, wann ein Leben gelingt oder misslingt, gar nichts sagen kann?! Ich glaube, hierin liegt ein großer, ein kardinaler Irrtum der modernen Gesellschaft.

Was braucht der Mensch?

Weil diese sich letztlich aller Aussagen über den Inhalt, die Ziele und selbst die Form des gelingenden Lebens enthält, verfolgt sie implizit und beispielsweise in der Soziologie und oft auch in der Politik explizit einen Ressourcenansatz. Dieser besagt, dass es ein paar Dinge gibt, die man in jedem Fall braucht für ein gutes Leben, egal wie man es dann für sich definiert, und von denen mehr zu haben in jedem Fall besser ist als weniger zu haben. Die „drei G“ – Gesundheit, Geld, Gemeinschaft, d. h. soziale Beziehungen – gelten dabei gemeinhin als die wichtigsten dieser Ressourcen; oft wird auch noch Bildung hinzugezählt. Oder, wenn man es mit Bourdieu sagen will: Mehr ökonomisches, soziales, kulturelles Kapital und Körperkapital (im Sinne von Aussehen und Gesundheit) sind besser als weniger, und wer schon viel hat, hat gute Chancen, noch mehr davon zu akkumulieren, wer dagegen wenig hat, läuft Gefahr, auch das noch zu verlieren oder es jedenfalls kaum vermehren zu können.

Bei den reflektierteren Ansätzen kommt dann auch noch Anerkennung, soziale Wertschätzung und damit einhergehend ein akzeptabler sozialer Status zu diesen Ressourcen hinzu. Haben wir all das: Geld, Gesundheit, soziale Beziehungen, Bildung und Ansehen, dann, so lautet die implizite oder explizite Vermutung, haben wir gute Chancen auf ein

gutes Leben. Und oft genug wird das dann verkürzt zu: Dann haben wir ein gutes Leben.

Die Soziologie als Wissenschaft hat sich meines Erachtens diese Sichtweise letzten Endes stillschweigend zu eigen gemacht, insofern sie stets implizit oder explizit annimmt, dass die oberen Schichten der Gesellschaft ein besseres Leben haben als die unteren: Wohlstand und Wohlergehen werden daran gemessen, wie viel Einkommen, aber auch wie viel Bildungs- und Beziehungsressourcen jemand hat und welchen sozialen Status er oder sie genießt.

Aber dieser stillschweigende Übergang von „gute Chancen auf ein gutes Leben haben“ zu „ein gutes Leben haben“ geht mir zu schnell. Ich glaube, wir gleichen hier einem Maler, einem Künstler, der ein tolles Bild malen will und weiß, dass er dafür eine gute Leinwand und Staffelei, viele und haltbare Farben, hochwertige und verschiedene Pinsel und auch Kenntnisse über verschiedene Maltechniken braucht. Nach und nach wird er so versessen darauf, seine Ausstattung zu verbessern, dass er glaubt, als Künstler allein dadurch zu wachsen, sodass er das Malen ganz vergisst oder auf später, auf die Rente verschiebt. Die Frage aber lautet: Wann und wie gelingt denn ein Bild, wann hat man und frau denn wirklich ein gelingendes Leben?

Die Glücksforschung weiß zu berichten, dass wir uns erstens an steigende Ressourcen gewöhnen, dass also ein Zuwachs an Einkommen oder eine Statusaufwertung zunächst für große Freude sorgen können, genauso wie ein entsprechender Verlust uns unglücklich macht, dass wir aber allerspätestens nach einem Jahr wieder genauso glücklich oder unglücklich sind wie vorher (baseline happiness). Ich finde das in der Tat einen erstaunlichen Befund: Selbst wenn das Eintritt, von dem wir immer träumten oder für das größte Glück hielten, etwa ein Lottogewinn oder ein Karrieresprung, sind wir ein Jahr danach in aller Regel nicht glücklicher oder lebenszufriedener als vorher. Und das gilt auch umgekehrt: Selbst wenn wir ein Bein verlieren oder uns sonst ein Unglück widerfährt, pendelt sich unser Glückslevel spätestens nach einem Jahr wieder da ein, wo es vorher war. Eine spürbare Ausnahme bildet dabei übrigens der Verlust des Lebenspartners oder eines Kindes. Zweitens aber, und auch das ist ganz interessant, wissen wir aus der Glücksforschung, dass wir unsere Lebenszufriedenheit auch und insbesondere an den Nachbarn und Kollegen messen: Wenn die mehr kriegen oder erreichen, fühlen wir uns tendenziell unglücklich, haben wir mehr (erreicht) als sie, geht es uns besser, oder wenigstens: glauben wir, dass es uns besser geht. Das führt natürlich per se in das Steigerungsspiel eines Hamsterrades: Wir müssen immer wieder nachziehen, um mitzuhalten.

Fragt man also Menschen, ob es ihnen gut geht, ob sie glücklich sind oder zufrieden mit ihrem Leben, so beantworten sie diese Frage in der Regel damit, dass sie ihren Stand und Status messen an dem, was andere haben und was man vom Leben erwarten kann: Ich habe eine gute

¹ Vortrag gehalten am 4.5.2013 auf dem Deutschen Evangelischen Kirchentag. Veröffentlichung der Aufsatzform mit freundlicher Genehmigung des Autors.